

HELMUTH VON GLASENAPP

DIE FÜNF
GROSSEN RELIGIONEN

TEIL II

Islam und Christentum



EUGEN DIEDERICHS VERLAG

4. – 6. Tausend

55: 2041

Es bleibt in jeder Form
Gold, was aus Gold besteht:
Nichts Göttliches in dem,
Was aus ihm ward, vergeht.

Shankara / Aparokshānubhūti 51

heute aber nur mit Vorbehalt noch als Mohammedaner gerechnet werden können. Ein derartiges Religionssystem ist das der Drusen, eines ungefähr 150 000 Seelen starken kriegerischen Volkes in Syrien.

Gleich den Ismâ'iliten nehmen auch die Drusen mehrere göttliche Prinzipien an, die aus Gott emanieren und sich als irdische Persönlichkeiten manifestieren. Als „Einheit“ hat sich Gott vor allem und zum letzten Male in menschlicher Gestalt als der der Dynastie der Fâtimiden angehörige ägyptische Kalif Hâkim bi-Amri 'llâh verkörpert (996—1021), weshalb die Drusen sich selbst „Bekener der Einheit“ nennen. Dieser extravagante, wahrscheinlich geistes- kranke Fürst wollte seinen sunnitischen Untertanen den Glauben der Ismâ'iliten aufdrängen und begünstigte einen türkischen Meister Darazî, welcher die Behauptung aufgestellt hatte, daß Adams Seele auf 'Alî, von diesem auf die Fâtimiden und schließlich auf Hâkim übergegangen sei. Darazîs Lehre fand in Ägypten keinen Beifall, so daß er fliehen mußte. Er gewann dann aber im Libanon Anhänger, die sich nach ihm Drusen (durûz ist Plural von darazî) nannten. Der Kalif gab seine auf seine Vergöttlichung gerichteten Bestrebungen aber nicht auf; doch auch dem von ihm geförderten Perser Hamza, der in der Folgezeit der Haupttheologe der Drusen wurde, ging es ähnlich wie Darazî. Als der Kalif dann spurlos verschwand — wahrscheinlich war er ermordet worden —, bildete sich der Glaube, daß er sich verborgen halte, um als künftiger Mahdî wieder zu erscheinen.

Nach der Lehre der Drusen stehen zwischen der Gottheit und den Menschen von Gott geschaffene Mittelwesen, abstrakte Hypostasen wie der vernünftige Wille, die Weltseele, das Wort usw., welche sich aber auch inkarnieren können; ihnen stehen entsprechende Repräsentanten des Irrtums gegenüber. Der Weltprozeß ist ein Kampf zwischen Licht und Finsternis, in welchem die letztere überwunden wird.

Der Mensch besteht aus Vernunft, Seele und Körper. Die Seelen sind von Uranfang an und wandern entsprechend ihren Taten in Leibern von Menschen umher. Im Laufe vieler Existenzen geläutert, werden sie, wenn Hâkim und Hamza wieder erscheinen, mit dem Imâm sich vermischen.

Die Drusen zerfallen in „Geistige“, d. h. Eingeweihte, und „Körperliche“, d. h. Ueingeweihte, von denen nur die ersteren eine tiefere Kenntnis der Lehren besitzen. Ihr in den außerhalb der Ortschaften gelegenen Heiligtümern (Khalwa) betriebener Kultus wird geheim-

gehalten. Die Drusen trinken und rauchen nicht, hingegen halten sie sich an die mohammedanischen Ritualvorschriften, zumal die Wallfahrt nach Mekka, nicht gebunden. Die Frauen haben bei ihnen eine freiere Stellung als bei den Muslimen, wenn sie auch den Schleier tragen.

Noch weiter entfernt sich vom Islâm die etwa 350 000 Köpfe starke Gemeinde der Nosairier in Syrien. Sie heißt nach ihrem Stifter Ibn Nosair (9. Jahrhundert) und stellt eine Vermischung von islâmischen, christlichen und heidnischen Vorstellungen dar. An der Spitze ihres Systems steht die göttliche Trinität von „Sinn“ (Manâ), „Name“ (Ism) und „Tor“ (Bâb), die in 'Alî, Mohammed und Sâlmân-al Fârisî (einem Anhänger Mohammeds, der für 'Alî eintrat) verkörpert sind. Von diesen ist der Sinn, d. h. 'Alî, das Grundprinzip; 'Alî hat Mohammed, dieser Sâlmân erschaffen. In dieser eigenartigen Dreieinigkeitslehre haben manche eine Fortbildung der altsyrischen Göttertrias Mond, Himmel, Sonne feststellen wollen.

Die nur 60 000 Bekener zählende Religion der Yezidis, einer bei Mosul wohnenden kurdischen Stammesgruppe, gilt den Mohammedanern als eine durch Vermischung mit heidnischen, zoroastrischen, manichäischen, gnostischen und sabäischen Elementen entstandene Irrlehre heterodoxer Mohammedaner. Angeblich soll in ihrem Namen der des Kalifen Yazîd b. Mu'âwiya (regierte 680—83) fortleben, der durch Seelenwanderung in dem von den Yeziden hochverehrten islâmischen Heiligen Shaikh 'Adî wieder erschien. Tatsächlich stammt der Name „Yazîd“ wahrscheinlich vom neupersischen „ized“ (Engelwesen), so daß er mit „Engelsanbeter“ wiederzugeben wäre. Die Muslime bezeichnen die Yeziden jedoch verächtlich als „Teufelsanbeter“ oder „Lichtauslöcher“. Die Ansicht, daß sie das böse Prinzip als höchste Weltenmacht verehren, ist jedoch falsch. Vielmehr sind sie der Ansicht, daß Gott, nachdem er die Welt geschaffen hatte, direkt nicht mehr in ihr wirke; sein ausführendes Organ ist der Malik Tâ'ûs, der „Engel Pfau“, der totemistisch als Pfau symbolisierte Logos. Da dieser Engel auch Handlungen vollbringt, die die Menschen als böse ansehen, weil sie nicht ihren eigenen Wünschen entsprechen, wird er fälschlich für böse gehalten, in Wirklichkeit gibt es überhaupt keinen Teufel, die Yezidis dürfen den Namen „shaitân“ auch nicht einmal aussprechen. Im System spielen noch eine Reihe von anderen Engeln und von mohammedanischen Heiligen eine Rolle. Die Yezidis halten sich für die besten Menschen, weil sie von einem Zwillingpaar abstammen glauben,

welches in einem Krug entstand, in welchem Adams Same neun Monate aufbewahrt war, während die anderen Sterblichen aus einem anderen Krug hervorgingen, in welchem aus Evas Samen Ungeziefer hervorging. Sie vermeiden daher die Vermischung mit den Angehörigen anderer Religionen. In ihrem Kultus verbinden sich islâmische Bräuche wie die Beschneidung und die Wallfahrt zum Grabe süfischer Shaikhs mit der Einhaltung der jüdischen Speisegebote, der Beobachtung der christlichen Riten der Taufe und des Abendmahls und der Ausführung der verschiedenartigsten Zauberbräuche. Die Yeziden zerfallen in zwei scharf geschiedene Gruppen: in Laien und Geistliche verschiedener Grade. An ihrer Spitze steht ein geistliches und ein weltliches Oberhaupt. Trotz jahrhundertelanger Verfolgung haben die Yeziden bis zum heutigen Tage ihr Eigensein sich erhalten und damit eine eigenartige islâmisch-synkretistische Glaubensform vor dem Untergange bewahrt.

Stehen die zuletzt betrachteten schîtischen und anderen Sekten nur in einer mehr oder weniger losen Beziehung zum Ur-Islâm Mohammeds, so suchen ihnen gegenüber die Wāhhābiten die Religion des Propheten in ihrer alten Reinheit wiederherzustellen. Der Begründer der Bewegung war der Araber Mohammed ibn 'Abd-al-Wāhhāb (1696—1787), der auf Grund seiner Studien zu der Anschauung gekommen war, daß nur eine puritanische Reform den Glauben der Altvordenen von zahllosen Verunstaltungen befreien und in seinem alten Glanze wiederherstellen könne. Mit großem Fanatismus bekämpfte er den Heiligenkult einschließlich der übertriebenen Verehrung Mohammeds, den Gebrauch des Rosenkranzes, den Genuß von Tabak, die Freude an Musik, Spiel, Tanz, Seide, Gold und Silber. Sein Ziel war die Rückkehr zur patriarchalischen Einfachheit der Vorfahren, wie sie zur Zeit des Propheten in Medina bestanden hatte. Das Eintreten seines Schwiegersohnes des Emirs Mohammed ibn Sa'ūd von Nedschd, für seine Ideen ermöglichte Ibn 'Abd al-Wāhhāb deren praktische Durchführung in einem Teil Arabiens. So dehnte sich die Macht der Wāhhābiten immer mehr aus und suchte in Mekka und Medina ihre Grundsätze durchzuführen. Den Türken gelang es zunächst jedoch wieder, die Wāhhābiten in das Innere zurückzudrängen. Seit Beginn unseres Jahrhunderts erhob sich das Haus Ibn Sa'ūds aber zu neuem Glanz, und nach dem Weltkrieg eroberte es wieder die heiligen Stätten. Sein Herrscher, ebenfalls Ibn Sa'ūd geheißen, hielt sich jedoch klug davon fern, durch übereilte Änderungen die Wallfahrer vor den Kopf zu

stoßen, wodurch sein Ansehen in der islâmischen Welt sehr gehoben wurde. Er nahm jetzt den Titel eines Königs von „Sa'ūdi-Arabien“ an, und die von ihm geförderte Bewegung gewinnt nicht nur in Arabien an Boden, sondern besitzt auch in anderen islâmischen Staaten bis nach Afghanistan hin eifrige Anhänger.

Im Gegensatz zu den reaktionären Wāhhābiten, welche eine Wiederherstellung der Verhältnisse zur Zeit Mohammeds erstreben, suchen andere neuere Sekten durch Anpassung an die Ideen anderer Religionen neue allumfassende Glaubensformen zu begründen. Der 1839 in Kādīān im Panjāb geborene Schriftsteller Mirzā Ghulām Ahmed trat 1889 mit dem Anspruch hervor, der Mahdi und wiederkehrende Jesus zu sein und die Aufgabe zu haben, die Menschheit religiös zu einigen, weshalb er später auch als die letzte erwartete Inkarnation Vishnus usw. bezeichnet wurde. Er gewann zahlreiche Anhänger in Indien und in den verschiedensten islâmischen Ländern, aber auch in England. Als er 1908 gestorben war, spaltete sich die Sekte bald in eine konservative und liberale Richtung. Die Ahmadiyas treiben in auch in englischer Sprache abgefaßten Büchern und Zeitschriften eine rege Propaganda, sogar ein Mitglied des englischen Oberhauses, Lord Headley, hat sich ihnen angeschlossen, ein sympathischer, in Dresden erzogener Herr, mit dem ich 1928 in Peschāwar zusammentraf.

Zu einer über den Islâm herausgreifenden Religion hat sich die von dem 1819 zu Schirāz geborenen Perser Mirzā 'Alī Mohammed gegründete Bābi-Bewegung entwickelt. 'Alī Mohammed, der ursprünglich Kaufmann gewesen war und der schîtischen Zwölfersekte angehört hatte, erklärte sich 1844 für den „Bāb“, d. h. das „Tor zur Erkenntnis der göttlichen Wahrheit“ und den „Spiegel des Hauches Gottes“. Seine mystischen Lehren, seine allegorische Korānalauslegung und seine ethischen Forderungen und Reformideen brachten ihn in Gegensatz zu der Geistlichkeit und der von dieser beherrschten Regierung. Er wurde deshalb 1850 in Täbriz hingerichtet; seine Gemeinde aber blieb trotz grausamer Verfolgungen bestehen. Sie wurde anfänglich geführt von dem jungen Perser Mirzā Yahyā Nūri, der sich als Subh-i-Āzāl (Morgenröte der Ewigkeit) bezeichnete und, nachdem er nach Bagdad geflohen, von der türkischen Regierung in Cypern interniert worden war. Viel größeren Einfluß als dieser erlangte aber bald dessen älterer Bruder Mirzā 'Alī Nūri, genannt „Bahā u'llāh“ (Herrlichkeit Gottes), der erst in Bagdad, dann in Adrianopel und schließlich in Akka bei Haifa in der Verbannung lebte. Er erklärte sich 1863

als den vom Bâb verheißenen Offenbarer einer neuen allumfassenden Religion, die nach seinem Namen als „Bahâismus“ bezeichnet wird. Nach seinem Tode (1892) ging die Führung auf seinen ältesten Sohn 'Abbâs, genannt 'Abd-ul-Bahâ, über. Unter ihm verbreitete sich die Lehre im ganzen Vordern Orient und in Indien, aber auch in Europa und Amerika. Als er 1908 aus der Gefangenschaft entlassen war, bereiste er den Westen (1913 auch Stuttgart, wo sich seit 1907 der Hauptsitz der deutschen Bahâ'is befindet). Sein Enkel Shoghi Effendi in Haifa steht seit 1921 als sein Nachfolger der Gemeinde vor, ihm soll künftig ein aus Wahlen hervorgegangener „Universeller Geistiger Rat“ beigegeben werden. Die in einem umfassenden Schrifttum niedergelegte Lehre der Bahâ'î (Kinder des Lichts) legt weniger Wert auf eine konkrete Dogmatik als auf die ethische Haltung und die Förderung von humanitären Bestrebungen. Sie kämpft für Gleichberechtigung der Geschlechter, eine Verbesserung der Erziehung für jedermann, Lösung der sozialen Frage, Einführung einer Welthilfssprache und die Einigung der Menschheit in Frieden, Gerechtigkeit und Liebe.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Seiner Grundidee nach stellt der Islâm den westlichen Typus einer „Religion der geschichtlichen Gottesoffenbarung“ dar. Zunächst wegen seiner theozentrischen Dogmatik. Denn er bekennt kompromißlos, „daß Allâh ein einziger ewiger Gott ist, neben dem es keinen Gott gibt, daß Allâh sich weder eine Gefährtin noch Kinder genommen hat“, daß alles, was existiert, von ihm geschaffen ist und daß er das ganze Universum an Größe unendlich überragt, denn „die ganze Erde wird ihm nur eine Handvoll sein am Tage der Auferstehung, und die Himmel werden zusammengerollt sein in seiner Rechten“ (Q 39, 67).

Die absolute Vorrangstellung Gottes scheint dem Moslem nur dann gewahrt, wenn es keine Naturgesetze gibt. Er hebt deshalb immer wieder hervor, daß, was uns als Gesetzmäßigkeit erscheint, lediglich darauf beruht, daß Gott in der Regel einen bestimmten Gang der Natur bewirkt. Gott kann aber, wenn es ihm beliebt, diese „Naturgewohnheit“ jederzeit aufheben; die Unterbrechung der Naturgewohnheit nennen wir Wunder. Jedes Ereignis in der Welt ist mithin ein schöpferischer Akt Gottes. Das Bewußtsein des Menschen, nach freier Entscheidung zu handeln und für seine Taten verant-

wortlich zu sein, spricht nicht dagegen, denn auch dies ist ein Moment im Weltplan Gottes: Gott hat eben alles in seiner providentiellen Weltleitung schon eingerechnet.

Das Christentum nimmt demgegenüber meist den Standpunkt ein, daß Gott zwar alles geschaffen und geordnet hat, daß Gott sich selbst aber so konsequent bleibt, daß er von der von ihm gegebenen und als gut erkannten Naturgesetzlichkeit nur in Ausnahmefällen abweicht.

Damit ist auch die Grundhaltung gegenüber dem Problem der Willensfreiheit des Menschen eine andere. Der orthodoxe Moslem geht in seiner Betonung der Autonomie Gottes sogar so weit, zu behaupten, daß „Allâh auch die schlechten Taten der Menschen schafft“, daß er „die Ungläubigen nicht rechtschaffen macht und sie nicht recht leitet, denn wenn er sie rechtschaffen machte, so wären sie rechtschaffen, und wenn er sie recht leitete, so wären sie auf dem rechten Wege“¹. Er glaubt also, daß sowohl das Gute wie das Schlechte nach dem Ratschluß und der Bestimmung Allâhs geschieht.

Betonen die Mohammedaner vor allem die absolute Freiheit Gottes, der selbst jenseits von Gut und Böse steht, so sind die christlichen Denker bemüht darzutun, daß Gott nur im Sinne einer sittlichen Weltordnung handelt. Es ist nicht nur Fichte gewesen, der 1798 in seiner vielumstrittenen Abhandlung „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung“ den Satz geschrieben hat: „Die lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott“, sondern viele Theologen vor und nach ihm haben sich diesen Satz in anderer Fassung auch zu eigen gemacht. So schreibt ein katholischer Dogmatiker: „Gott steht nicht unter einer von ihm unabhängigen, in sich geltenden sittlichen Ordnung, steht andererseits auch nicht mit Willkür über dieser Ordnung, sondern ist vermöge seiner Seinsvollkommenheit einerseits und seiner völligen Einfachheit (die keinerlei Unterschied von Wesen und Eigenschaft in Gott zuläßt) andererseits völlig identisch mit seinem heiligen Willen und dessen (in der Seinsvollkommenheit) begründeten Wertsetzungen. Da diese Wertsetzungen des göttlichen Willens in der Seinsvollkommenheit Gottes begründet sind, so sind sie die absolut gültige Norm aller sittlichen Wertanerkennung überhaupt, oder sie sind die moralische Ordnung schlechthin“².

¹ Nach dem Glaubensbekenntnis des al-Ash'ârî (gestorben 935 n. Chr.). J. Schacht: Religionsgeschichtliches Lesebuch 16, S. 57.

² Engelbert Krebs, „Dogma und Leben“. Paderborn 1930, S. 154.